

Annäherung an die Gewalterfahrungen ehemaliger Heimkinder aus DDR-Spezialheimen: eine Oral History-Untersuchung

Arp, Agnès

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Arp, A. (2017). Annäherung an die Gewalterfahrungen ehemaliger Heimkinder aus DDR-Spezialheimen: eine Oral History-Untersuchung. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 30(1-2), 235-258. <https://doi.org/10.3224/bios.v30i1-2.15>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Annäherung an die Gewalterfahrungen ehemaliger Heimkinder aus DDR-Spezialheimen

Eine Oral History-Untersuchung

Agnès Arp

1. Einleitung

495.000 Kinder und Jugendliche wurden zwischen 1949 und 1990 in die Heime der DDR-Jugendhilfe eingewiesen, darunter ca. 135.000 in Spezialheime. Das entspricht rund 12.500 Heimeinweisungen pro Jahr und ergibt einen Schnitt von einem Heimkind auf 1.000 DDR-Bürger (Beauftragte der Bundesregierung für die Neuen Länder 2012: 278). In der DDR wurde zwischen Normal- und Spezialheimen unterschieden. In den Normalheimen wurden Minderjährige zwischen drei und 18 Jahren untergebracht, deren Herauslösung aus ihren Familien nur zeitweilig notwendig erschien. Stellte die Jugendfürsorge hingegen erhebliche Erziehungsprobleme fest, wurden die Kinder und Jugendlichen zur „Umerziehung“ in sogenannten Spezialheimen (Spezialkinderheim und Jugendwerkhof) untergebracht (Jörns 2006; Sachse 2012).¹ Spezialkinderheime waren für Kinder zwischen drei und 14 Jahren, Jugendwerkhöfe für Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren. Im Jugendwerkhof konnten die Jugendlichen einen Teilfacharbeiterabschluss erlangen.

Die DDR-Heimerziehung lässt sich in die Kontinuität der „schwarzen Pädagogik“ einordnen, wobei ihre pädagogischen Prinzipien mit dem Konzept der „sozialistischen Umerziehung“ der Kinder und Jugendlichen, die als „schwererziehbar“, „abweichend“ und „unangepasst“ galten, gerechtfertigt wurden. Sie sollten zuverlässige „sozialistische Persönlichkeiten“ werden. In der Realität bediente sich die Umerziehungspraxis jeder denkbaren Methode, die geeignet war, den eigenen Willen dieser Minderjährigen zu brechen (vgl. u. a. May 2011; Sachse 2011; 2013a; 2013; Hannemann 1995; Sengbusch 1995; Beyler/Hottenrott 2010; Benz 2014). Dementsprechende Menschenrechtsverletzungen in Heimen der DDR für Kinder und Jugendliche wurden durch verschiedene Untersuchungen in den letzten Jahren nachgewiesen (Arp/Butz/Gebauer/Hofmann/Ritter 2012; Arp/Hofmann/Kalies 2012; Beauftragte der Bundesregierung für die Neuen Länder 2012; Thüringer Ministerium für Soziales, Familie und Gesundheit. Abteilung Jugend, Familie, Sport, Landesjugendamt 2013; Sachse/Knorr/Baumgart 2017). Im Herbst 2012 wurde daraufhin der Fonds Heimerziehung Ost zur Entschädigung für erlittenes Leid und Unrecht durch die Jugendhilfe in der DDR eingerichtet.

¹ Die Heimerziehung und die Jugendhilfe waren dem Ministerium für Volksbildung unterstellt, bis auf die Heime für Kinder bis drei Jahren, die dem Gesundheitsministerium der DDR unterstellt waren. Zur Entwicklung der Heime zwischen 1949 und 1989/90 vgl. Sachse 2012.

Die Gewalt, der diese Kinder physisch und psychisch ausgeliefert waren, ist erschreckend. Die genannten Studien offenbaren die ganze Bandbreite von physischer oder psychischer Gewalt, die Kindern geschadet hat, mit der sie verletzt und unterworfen wurden (Schubert/Klein 2011). Die wiederholte Erfahrung „menschengemachter“ Gewalt, die die betroffenen Kinder durch Familienmitglieder oder andere Fürsorgepersonen erduldet haben, rief oft sichtbare körperliche Verletzungen hervor. Systematische Drohungen und Schweigegebote bilden die zweite Gewaltdimension, die auf Unterdrückung des Aussprechens erlittener Gewalt abzielt. In dem Maße, wie die Gewalttaten sowohl für die Umwelt als auch für die Betroffenen selbst nicht präzise greifbar und beschreibbar sind, verlieren die Taten auch an Kontur und Beweisbarkeit (Gahleitner/Oestreich 2010: 11-12). Was die traumatisierende Dimension des Mit-Erlebens von Gewalt angeht, löst dies meistens Hilflosigkeit, Scham (Goffman 1975: 16)² und Schuldgefühle³ aus, weil der/die BeobachterIn nichts unternahm, bzw. unternehmen konnte, ohne selber Opfer zu werden.⁴ In solchen Situationen innerkollektiver Gewalt wurde aus dem/r BeobachterIn mitunter ein/e MittäterIn. Schließlich verursachen Gewalttaten jeder Art „nachhaltigen Schaden in sozialer, ökonomisch-materieller, körperlicher, kognitiver, psychischer und sexueller Hinsicht“ (vgl. u. a. Sieder/Smioski 2012).

Der Ansatz der Oral History bietet eine Möglichkeit, Quellen über die verschlossene und tabuisierte Welt der Kinder- und Jugendheime in der DDR zu generieren. Tatsächlich scheiterte die Einsichtnahme in entsprechende Jugendhilfekonakten daran, dass viele Akten von den Archiven kassiert, sprich: vernichtet wurden. Unsere Recherchen nach Heimakten hatten ergeben, dass sie meistens vernichtet bzw. – im Zuge von Umzügen – verlorengegangen waren oder aber immer noch in Heimen „gebunkert“ werden. Darüber hinaus geben diese Akten die Sicht der Heimerzieher und Jugendfürsorger wieder. In den lebensgeschichtlichen Interviews, die ich mit ehemaligen Heimkindern aus der DDR geführt habe, wurde von Gewalterfahrungen in ihren vielfältigen Facetten direkt und indirekt berichtet. Dabei gaben meine InterviewpartnerInnen zwar im ersten freilaufenden Teil des Interviews⁵ Gewaltszenen wieder und erinnerten mehrere Gewaltsituationen, und dennoch verneinten sie (bis auf zwei Personen) auf meine Nachfrage

2 Ausführlicher zu der aktuellen Forschung über das Gefühl der Scham und deren destruktive Nachwirkungen auf die Persönlichkeit Tisseron 2000. Tisseron führt anhand der Bindungstheorie von Bowlby aus, dass Scham einen Bruch in der Bindung ausdrückt. Eine solche Bindung offenbart emotionales Ungleichgewicht und starke interne Desorganisation. In diesem Zusammenhang bietet der Traumaforscher und Psychiater Boris Cyrulnik eine innovative Definition von Scham als (sozialer) Prozess, der zu einer Art innerer Gefangenschaft führt, nicht zuletzt weil die durch das Erfahrene verletzte Seele das Erlebte unausgesprochen lässt, es als unaussprechlich betrachtet und sich somit fortwährend damit quält, die traumatisierende Erfahrung und die damit einhergehende Scham zu verheimlichen. „Die Scham ist nicht durch eine Tatsache selbst begründet, sondern entsteht durch einen inneren Diskurs, der diese Tatsache beurteilt“ (Cyrulnik: 2011).

3 Tisseron unterscheidet deutlich zwischen Scham einerseits und Keuschheit und Schuld andererseits. Die Keuschheit hat eine schützende Funktion, während die Schuld, wenn sie anerkannt und vergeben wird, sozialisierende Eigenschaften hat. Dagegen ist Scham für das Subjekt extrem desorientierend und bedroht das Individuum in den drei Säulen seiner Identität: Selbstwertgefühl, Bindung zu Anderen bzw. zu nahstehenden Menschen und die Sicherheit einer Gruppenzugehörigkeit (Tisseron 2005: 44-47).

4 Im Laufe ihrer Heimkarriere wurden etliche Heimkinder von Opfern zu Tätern innerkollektiver Gewalt. Dies behindert ihre eigene Aufarbeitung extrem, da sie zwar als Opfer von Gewalterfahrungen gesellschaftlich inzwischen akzeptiert sind. Jede Selbstdarstellung, selbst zeitweise zum Täter geworden zu sein, führt zwangsläufig zur Aberkennung des Opferstatus: Als Täter stoßen sie auf wenig Verständnis.

5 Zu der Oral History-Methode, nach welcher ich die Interviews geführt habe, vgl. Wierling 2003; Niethammer 1985; Plato 2008.

hin, selbst Gewalt erlebt zu haben. Auf diesen scheinbaren Widerspruch möchte ich im Folgenden eingehen.

2. Erzählungen über die Spezialheime

Meine Forschung über die Gewalt in den Spezialheimen der DDR basiert auf einunddreißig lebensgeschichtlichen narrativen Interviews mit ehemaligen Heimkindern sowie zwei lebensgeschichtlichen Interviews mit ehemaligen Jugendwerkhofleitern,⁶ die ich im Rahmen von zwei Expertisen (Arp/Butz/Gebauer/ Hofmann/Ritter 2012; Arp/Hofmann/Kalies 2012) zwischen 2010 und 2012 geführt habe.⁷ Von diesen einunddreißig Personen sind elf Frauen und zwanzig Männer der Geburtsjahrgänge 1933 bis 1976. Im Folgenden untersuche ich im Besonderen sechzehn Lebensgeschichten von Heimkindern,⁸ die regelrechte Odysseen in Spezialkinderheimen und Jugendwerkhöfen der DDR durchlaufen haben. Viele Heimkinder wurden beispielweise innerhalb von vier Jahren in fünf verschiedene Spezialheime eingewiesen (vgl. Arp 2012a: 21; und Sachse 2012; 2013).

Ich muss vorausschicken, dass ich schon vor Beginn der Interviewphase eher schwierige und traurige Lebensgeschichten erwartet hatte. Das Ergebnis übertraf meine Vorannahmen allerdings noch um einiges. Alle Erzählungen ehemaliger Spezialheimkinder waren von Gewalt und Verzweiflung im Kindesalter geprägt. Um diese Erzählungen zu verarbeiten und den InterviewpartnerInnen professionell begegnen zu können, habe ich eine psychologische Begleitung meinerseits während der Feldarbeitsphase für unumgänglich erachtet. Die InterviewpartnerInnen berichteten oftmals, dass das lange Gespräch ihnen gut getan hatte, sicherlich deshalb, weil das bis jetzt offenbar Unausprechbare Gestalt annahm und ihnen zugehört wurde.⁹

Über den Alltag im Normal- und Spezialheim berichteten die InterviewpartnerInnen relativ wenig bzw. erst, wenn ich sie in der zweiten Phase des Interviews ausdrücklich danach fragte. Dies war umso erstaunlicher, als sie wussten, dass ich sie im Rahmen eines stattlich geförderten Forschungsprojektes über ehemalige Heimkinder und Heime der DDR-Jugendhilfe befragen wollte. Gerade weil ich die Interviews lebensgeschichtlich angelegt hatte, hätten sie ihre Erzählung auf den von uns vorab angegebenen Hauptfokus richten oder gleich mit der Schilderung der Jahre im Heim anfangen können. Im Gegensatz dazu fingen die meisten mit der Beschreibung ihrer Herkunftsfami-

6 Susanne und Sigurd Schrade (Pseudonyme), 1944 und 1940 in Sachsen geboren, beide tätig in zwei verschiedenen Bezirken der DDR. Er bekam 1965 die Leitung eines Jugendwerkhofes und brachte dafür eine Qualifikation als Berufsschullehrer und Berufserfahrung als Heimerzieher und Offizier mit. Sie wurde als Diplom-Pädagogin ausgebildet und übernahm Mitte der Siebziger Jahre die Leitung eines Jugendwerkhofes. Beide blieben in ihrer Funktion bis 1990.

7 Ronald Gebauer hat im Rahmen der Expertise sechs weitere Interviews geführt.

8 Sechs Frauen und zehn Männer, die im Durchschnitt vier Jahren in Heimen in unterschiedlicher Alter verbrachten: Kristin Bäumelein, Jg. 1937, Silvia Hasel, Jg. 1943, Gregor Kastanie, Jg. 1943, Georg Platane, Jg. 1943, Tristan Murau, Jg. 1958, Emil Andersen, Jg. 1958, Zora Ilex, Jg. 1959, Siegfried Cactus, Jg. 1960, Sebastian Uhl, Jg. 1964, Sophie Blatt, Jg. 1965, Sascha Hartriegel, Jg. 1967, Sabine Mirabelle, Jg. 1967, Bert Schneider, Jg. 1970, Karin Ast, Jg. 1971, Simon Rüter, Jg. 1972 und Robin Mistel, Jg. 1976. (Pseudonyme) (vgl. für genauere Angaben: Arp 2012b: 101 f.).

9 Vgl. dazu den erhellenden Artikel von Gabriel Rosenthal über das Verhältnis von Oral History und Traumerfahrungen (Rosenthal 2002).

lie oder aber mit ihrem Leben als Erwachsener an. Im Nachhinein konnte ich oft feststellen, dass viele bisher kaum oder gar nicht über diese Zeit im Heim geredet hatten und dies im Interview erstmals taten. Dabei fiel es ihnen schwer, mir ausführlich ihr Leben als Heimkind zu vermitteln. Sehr oft hatte ich den Eindruck, dass sie nach Worten suchten, um eine Situation zu beschreiben, dass sie eine Sprache für bisher unausgesprochene Erfahrungen erst finden mussten und Zeit und Raum für Reflexionen brauchten. Manche Situationen schienen sie damals so überfordert zu haben, dass sie noch nicht in der Lage waren, sie bewusst zu reflektieren. Dies könnte damit zusammenhängen, dass Kinder, die vor ihrem siebten oder achten Lebensjahr verletzt bzw. traumatisiert werden, noch nicht über die narrative Fähigkeit verfügen, Zeit, Handlung und Erfahrung adäquat zu formulieren. Eine strukturierte Narration ist in solchen Fällen kaum möglich.¹⁰ Manchmal schienen die InterviewpartnerInnen auch von unliebsamen Bildern plötzlich überflutet zu werden, oder sie wussten nicht mehr genau, ob das Erinnerte wirklich erlebt worden war. An solchen Stellen rangen sie mit Erinnerungen, die das damalige Leid und den damaligen Schmerz wieder vergegenwärtigen und die für sie kaum erträglich waren.

In der Analyse der sechzehn Interviews¹¹ wurde sichtbar, dass die InterviewpartnerInnen Episoden erzählten, die sich in ihrer Struktur ähneln und sich zugleich auf wenige Themen beschränkten. Dabei ragen drei Themen heraus: die erste Heimeinweisung, die beobachtete und/oder erlebte Gewalt im Spezialheim, das heißt die Beschreibung von Demütigungen, Strafen, Schlägen, Drohungen und öffentlichen Bloßstellungen, die auch sexuellen Charakter hatten, und als drittes Thema der Wunsch nach Aufarbeitung der Heimerfahrungen (Arp 2012b). Im Folgenden möchte ich insbesondere auf die Schilderungen der Heimeinweisung, des Heimalltags und der Gewalt im Spezialheim eingehen.

2.1 Erzählmuster über den Heimalltag

Die Erzählungen über die Zeit im Heim verlaufen zumeist chronologisch. Als erstes werden Vermutungen um die Einweisungsgründe angestellt, weil die meisten ehemaligen DDR-Heimkinder auch heute noch nicht wissen, warum sie ins Heim kamen bzw. wer genau die Einweisung veranlasste. Dass die Eltern noch leben, ist keinesfalls der Schlüssel zu einer persönlichen Aufarbeitung, denn die etwaige Beteiligung der Eltern an der Heimeinweisung ihrer Kinder ist tabuisiert. Eine Rekonstruktion der Ereignisse und Gründe, die zur Heimweisung führten, gelingt den ehemaligen Heimkindern nur selten. Auf die Überlegungen zu den Gründen folgt die Erinnerung an den Tag der Einweisung in ein Heim der Jugendhilfe. Danach wird der Alltag im Heim eher unsystematisch erzählt bzw. dargestellt, meist als Aufzählung von kollektiven Handlungen, die den Tag in ritualisierte Aufgaben, Pflichten und Beschäftigungen strikt einteilten.

Unabhängig voneinander beschreiben die Interviewten die gleichen Abläufe, die auch in den differenzierten Schilderungen nur leichte Nuancen aufweisen. Diese weitgehende Übereinstimmung in den sprachlichen Äußerungen passt zu der Vermutung,

¹⁰ Dies kann auch ältere Personen betreffen, deren Bewusstsein von dem Trauma „anästhesiert“ wird (vgl. Cyrulnik 2004: 114).

¹¹ Die Auswertung der Interviews erfolgte nach deren Voll- bzw. Teiltranskription durch thematisches Einordnen und Kodieren der Transkripte.

dass eigenständige Erfahrungen kaum gemacht werden konnten, nicht zuletzt, weil eigenständige Entscheidungen über das eigene Leben nicht möglich waren. Dieser extrem eingeeengte persönliche Entscheidungsspielraum, verbunden mit der Eintönigkeit des Alltags macht eine Erinnerung an Details so unmöglich wie überflüssig, da sie keine Bedeutung für die eigene Existenz erlangten. So kann ein Heimkind bei einem Heimwechsel zwar die neuen Gebäude beschreiben, nicht jedoch neue Lebensbezüge, da diese in gleicher Weise geordnet waren wie im alten Heim. Susanne Schrade, ehemalige Werkhofleiterin, betont aus ihrer Perspektive die Eintönigkeit des Alltags für die Zöglinge:

durch diese straffe Strukturierung, durch diesen straffen Tagesablauf war kaum Platz für-für-für irgendwelche Spielchen. Der Wochenplan war durch-... von morgens vom Aufstehen bis Sonntagabends ins Bett gehen (erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27. Februar 2012, 02:14:38).

Die Ähnlichkeit der Tagesabläufe, die sich mit der „straffen Strukturierung“ erklären lassen, war in verschiedenen Spezialheimen nochmal deutlich extremer. So gab es detaillierte zentrale Vorgaben für Tages-, Wochen- und Jahrespläne, deren Einhaltung überprüft wurde. Die Gleichförmigkeit der Erinnerungen an den Heimalltag spricht dafür, dass diese zentralen Vorgaben mit Akribie umgesetzt wurden (vgl. Jez 1988). Sigurd Schrade, Ehemann von Susanne Schrade und ebenfalls Jugendwerkhofleiter, fügte hinzu:

War ja auch alles zentral vorgegeben: zentrale Heimordnung für die Kinderheime und für die Jugendheime. Davon abgeleitet wieder die spezifischen [Ordnungen] für das jeweilige Objekt, alles ausgeplant, ausgebuht, ausgefüllt bis dann ja kein Platz für irgendeinen schrägen Gedanken kommt. [...] Und dafür war der Direktor verantwortlich. Also bei der Partei und nachher beim Staatsapparat (erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27. Februar 2012, 02:15:45).

Infolgedessen gibt es kaum persönliche Anekdoten in den Erzählungen über die Zeit in Heimen.¹² Was bleibt, sind stereotype Äußerungen wie „Da war es nicht so schlimm“ oder „Das kann man gar nicht so richtig beschreiben“. Gravierend wirkt der Umstand, im Spezialheim über keinen individuellen Rückzugsraum zu verfügen, was immer als sehr belastend erinnert wird. Dies bestätigen auch Susanne und Sigurd Schrade: „Es gab keine Rückzugsmöglichkeiten für die Jugendlichen“ (vgl. zweites Interview am 28. Februar 2012, 00:15:50). Selbst in der Freizeit wurde zwischen „gelenkter Freizeit“ und „ungelenkter Freizeit“ unterschieden, so der offizielle Sprachgebrauch. Die „ungelenkte Freizeit“ umfasste in der Regel laut Vorgabe maximal 30 Minuten pro Tag. In der Praxis, bei fehlendem Personal, konnten die Zeiten länger sein, oft entfiel sie aber auch, so dass ein durchgängig fremdbestimmter Tagesablauf zu ertragen war.

¹² Zur Problematik von Alltagserinnerungen über durch feste Regeln gekennzeichnete Institutionen vgl. Rosenthal 1995. Carola Kuhlmann kommt in ihrer Studie über westdeutsche Heimkinder und Heimerzieher anhand von narrativen Interviews ebenfalls zu der gleichen Schlussfolgerung (Kuhlmann 2008: 124).

Enge Freundschaften aufzubauen, erwies sich als beinahe unmöglich, weil es dafür nicht die nötige Privatsphäre gab. Freiräume für vertrauliche Gespräche unter den Kindern und Jugendlichen existierten kaum. Simon Rüster, die 1988 im Spezialkinderheim in Bad Langensalza war, berichtet z.B. nur von einem Mädchen, zu der eine nähere Beziehung bestand. Das Mädchen sei aus dem geschlossenen Jugendwerkhof Torgau zum Küchendienst in das Spezialkinderheim Bad Langensalza abgestellt worden und habe ihn bei der Essensausgabe durch größere Portionen bevorzugt (Interview mit Simon Rüster am 14. April 2011).

2.2 Die Heimeinweisung und der erste Tag im Spezialheim

Die Erinnerungen an den ersten Tag im Spezialheim sind ein auffallendes wiederkehrendes Motiv in den Interviews. Zugleich sind diese Erinnerungen paradigmatisch für die beschriebene erlebte Gewalt, die aber dennoch nicht als solche benannt wird.

Die InterviewpartnerInnen beschreiben den Ablauf ihrer ersten Heimeinweisung in einer verblüffend ähnlichen Chronologie, die einen von der Jugendhilfe geplanten, routinisierten Ablauf erkennen lässt, der sich idealtypisch wie folgt darstellt:

Es ist früh am Morgen. Ein Erwachsener kommt nach Hause. Er will das Kind abholen, und anscheinend wissen die Eltern Bescheid, weil sie nicht überrascht reagieren. Dem Kind wird erzählt, dass es auf Reise bzw. in den Urlaub geht und es nicht zur Schule muss. Das Kind freut sich trotz leichter Verwunderung und packt seine Sachen. Eltern, womöglich Geschwister oder nur die Mutter und die Person fahren anschließend mit einem Auto zu einem dem Kind unbekanntem Ort. Das Kind blickt bei der Ankunft auf ein altes und großes Gebäude. Sie passieren ein großes Tor, gehen über die Schwelle, grüßen einen zweiten Erwachsenen, und trennen sich. Das Kind muss erst mal in einem Raum allein warten. Es weiß aber nicht, worauf es wartet, und bekommt ein mulmiges Gefühl. Ein Beispiel unter anderen findet man bei Kristin Bäumelein, 1943 geboren. Sie erinnert ein großes, geheimnisvolles und vor allem lautes Tor, und betont dabei, dass sie seitdem zusammenzuckt, sobald sie knallende Türen hört:

Aber wenn Sie erstmal da hinkommen, Sie wissen ja gar nicht, was ihnen blüht. Und und //jaja// da war eine Fürsorgerin mit da- die hat mich aufgeschafft und (4)¹³ naja, da war eben das große Tor. Und das war erst mal zu und ich war drinne und ich wusste nicht, was auf mich zukommt (Interview mit Kristin Bäumelein am 24.02.2011, 00:50:39).

Dann beschleunigen sich plötzlich die Geschehnisse: Es wird unverzüglich von der Familie verabschiedet, nachdem es von einem dritten unbekanntem Erwachsenen begrüßt worden ist. Manchmal wurde das Kind ohne Eltern hingbracht, manchmal musste es in einem Durchgangsheim¹⁴ Zwischenstation machen. Der Heimleiter erklärt die Heimregeln und gibt mehrere Anweisungen. Das Kind erhält die Heimkleidung ausgehändigt. Karin Ast, 1971 geboren, erinnert wie folgt:

¹³ Die Zahl in der Klammer gibt die Dauer des Schweigens in Sekunden an.

¹⁴ Die Durchgangsheime hatten die Aufgabe, Kinder und Jugendliche aufzunehmen, bis ihr weiterer Aufenthalt bestimmt war (Eltern, Rückführung, U-Haft, Aufnahme- und Beobachtungsheim, auch Normalheime, Spezialkinderheime und Jugendwerkhöfe) (vgl. dazu Sachse 2012: 171-198). Die Unterbringungsbedingungen waren prekär.

Keine Ahnung. Ich weiß nicht, wie ich 's gemacht hab. Also ich bin heut – heut bin ich n sehr ungeduldiger Mensch. Damals war ich noch etwas geduldiger. Ich glaub, das hat mir auch geholfen, weil heute würd' ich verrückt werden. Heut würd' ich durchdrehen. Damals bin ich zwar auch fast durchgedreht, aber irgendwie habe ich 's geschafft. Ich weiß nicht wie. Keine Ahnung. Weil ... es sind ja nun Stunden, die man da sitzt, und man hat nichts. Und man darf auch nicht – man hat nen blauen Jogginganzug gekriegt, da waren die Gummis raus, die blauweißen Turnschuh ohne Schnürsenkel und – ja, man hat halt nichts gehabt (Interview mit Karin Ast am 15. März 2011, 01.33.58 D1).

Oft kommt dann ein vierter Erwachsener und fordert das Kind auf, ihm still zu folgen und zu gehorchen. Dann trifft das Kind die Heimkinder. Das Kind wird der zugewiesenen Altersgruppe wortlos überlassen. Es hat sich blitzartig der Gruppe gegenüber zu positionieren, weiß aber nicht immer wie. Entweder kann sich das Kind sofort durchsetzen und sich Respekt erkämpfen oder es wird geschlagen und muss sich den Stärkeren unterordnen. (Arp 2012b: 115-124). Karin Ast erinnert ihre erste Begegnung mit den Insassen im Jugendwerkhof Crimmitschau so:

Ich bin da angekommen – Wo ich da hinkam, in Crimmitschau, dann ham die zu mir gesagt, ich soll die Schuhe ausziehn. – Unten schon, da warn wir noch gar nicht im Treppenhaus oben in der zweiten Etage in meiner Gruppe. Da hab ich gesagt: „Nee, mach ich nich. Das mach ich oben, aber hier nicht.“ Und da hat die eben zu mir gesagt: „Du machst das jetzt, ansonsten...“ Da hab ich gesagt: „Was ansonsten?“ „Kannste was erleben.“ Da hab ich gesagt: „Das ist schön für Dich.“ Und da hab ich die so verprügelt, dass ich gleich in die Zelle gekommen bin und die ins Krankenhaus (Interview mit Karin Ast am 15. März 2011, 00:35:45 - 00:36:00 D1).

Dieser Ablauf ist eine idealtypische Zusammenstellung aus vielen Erzählungen von Heimkindern, deshalb aber nicht die einzige Art und Weise, wie eine Heimeinweisung geschah. Es kam auch vor, dass Kinder in der Schule von Mitarbeitern der Jugendhilfe abgeholt wurden, weil die Eltern verhaftet oder geflüchtet waren. Oder dem Kind wurde lange vorher schon mit einer Heimeinweisung gedroht. Was ich hier hervorheben will, ist der Charakter eines plötzlichen und meist unangekündigten Vorganges, mit dem das Kind konfrontiert wurde, der es auf ein passives Objekt reduzierte und nicht selten in einen Schockzustand versetzte oder zumindest als verstörendes Erlebnis empfunden wurde. Die folgende Schilderung stammt von Simon Rüster, den ich im Gefängnis interviewte. Er kam mit zehn Jahren in das Spezialkinderheim Bad Langensalza, erlebte die Einweisung als unerwartet und plötzlich und fühlte sich in einen emotionalen Notzustand katapultiert. Ohne die Möglichkeit sich zu verabschieden, kam er in eine Umgebung, die für ihn kein Mitgefühl übrig hatte:

Mit zehn Jahren bin ich dann ins Kinderheim gekommen. Nach Bad Langensalza. Also, ohne Vorankündigung. Ohne alles. Direkt aus der Schule abgeholt. Meine Mutter hat mich damals aus der Schule abgeholt, mich dann nach Hause gebracht. Da hieß es dann halt: Sachen packen. Wir fahren in Urlaub. Und ich bin nach Hause gegangen und da war halt schon ne Frau da, die da gar nicht

hingehört. Ich kannte die auch nicht aus meinem persönlichen Umfeld. Die Frau stand die ganze Zeit in der Stube. Und mein Vater war da. Der saß damals mit auf der Couch. Meine kleine Schwester war auch da. Naja und meine kleine Schwester hat so im Schein halt Sachen gepackt, so, wie sie halt war. War halt klein, viel kleiner als ich. Die hat da noch ihren Spaß dran gehabt. Ja dann ging's halt los, dass ich dann nach Bad Langensalza verbracht wurde. Und da bin ich dann halt angekommen, war so ein Raum wie hier. Da wurden meine Sachen reingestellt und ich sollte halt – meine Mutter oder mein Vater hatten damals gesagt, ich soll halt auf die Sachen aufpassen. Und die gehen das nur alles abklären so. Ja. Und seitdem hab ich dann meine Eltern für Jahre erstmal nicht mehr wiedergesehen. Die einzigsten, die ich dann (dort) in Folge wieder-gesehen hab, da als ich in dem Raum saß, war dann halt na 'ne Erzieherin aus dem Heim. Und die hat mir dann halt glasklar gesagt: Na hier is Endstation! Ich brauch gar nicht rumheulen ich seh meine Eltern jetzt erstmal nicht mehr wieder. Dass ich jetzt im Kinderheim bin. Naja für mich is da alles zusammen-gebrochen. Da wurde ich halt erstmal diesem Leiter von dem Kinderheim in Bad Langensalza vorgestellt. Herrn B. oder B. oder ich-, so in der Richtung war das. Der hat och kein Mitgefühl gehabt, der hat mir halt gleich gesagt: Ja, hier is Kinderheim, Spezialkinderheim. Un-, ja dann hat meine Tortur halt angefangen. Bin ich halt von einem Drama ins nächste rein geschleudert oder reingeschoben worden. Da fängt halt meine Heimzeit an (Interview mit Simon Rüster am 14. April 2011, 00.04.09 D1).

Seine Erinnerungen an den ersten Tag sind von psychischer Gewalt und deutlichen Zeichen harter Disziplin bestimmt. Er erwähnt ein Schweigegebot, „militärischen Drill“, Unterordnung und das Eingangsritual, als er von den Zöglingen in die „Frischlingsstation“¹⁵ gebracht wurde (vgl. Arp 2012b: 124). Gefühle der Überrumpelung, der Verzweiflung und der Angst überbewältigten ihn. Als er als Erwachsener Kontakt zu seinen Eltern sucht und Nachforschungen anstellt, erfährt er von seinem Vater, dass die Eltern wegen Spionage verurteilt worden waren und beide im Gefängnis saßen. Er vermutet heute, dass die Gründe für seine Heimeinweisung in dieser politischen Vergangenheit seiner Eltern liegen. Allerdings zeigen die Akten auch, dass die Eltern mit der Erziehung ihres Sohnes überfordert waren.

Als tiefe Verunsicherung erinnern die Betroffenen das vollkommene Unwissen über das, was ihnen widerfuhr. Die Kinder wurden erst einmal direkt nach der Ankunft im Heim mit ihren Fragen, ihren Unsicherheiten und Befürchtungen allein gelassen oder im schlimmsten und nicht so seltenen Fall in eine Arrestzelle gesperrt. Diese Arrestpraxis ist vor allem in Durchgangsheimen zu beobachten. Frappierend an den Erzählungen über die Heimeinweisung, diese kurze, aber beunruhigende Zeitspanne, die damals von den Kindern kaum einzuordnen war, ist die Schweigsamkeit aller Akteure

¹⁵ Simon Rüster verwendet diesen Begriff und meint damit die erste Gruppe, in der man als „Neuer“ von den Heimkindern selber eingeteilt wurde: „Es gab Mädchenabteilungen, also Mädchengruppen. Und es gab Jungengruppen. Wenn man halt neu gekommen ist man, ich weiß es heut nicht mehr so genau: Jungen eins. Das war so Zugang. Ja, also die Älteren ham immer gesagt: hier Zugang, Frischlinge. Das war so die Frischlingsstation. Und dann wurdeste halt eingeteilt, wer ankam, da gab's dann, das war wie so 'n kleiner sozialer Aufstieg, wenn man dann so Jungen drei oder Jungen vier war, weil man dann schon mit den etwas Älteren dann auch in Kontakt gekommen ist, ja. So Frischlingsstation, wo man sich eingewöhnt hatte, so, die Station“ (Interview mit Simon Rüster am 14. April 2011, 00:28:31-00:28:49).

dem Kind gegenüber. Jugendfürsorger teilten den betroffenen Kindern und Jugendlichen anscheinend nie mit, was mit ihnen geschah geschweige denn welche Folgen die Entscheidung der Jugendhilfe für ihr weiteres Leben haben würde. Der/die JugendhilfemitarbeiterIn, der/die das Kind zu Hause abholte, war für die gesamte Heimzeit des Kindes sein externer Ansprechpartner.¹⁶ Seine/ihre Aufgabe bestand unter anderem darin, Kontakt zu dem Heimleiter zu halten und Informationen über das Heimkind zu sammeln. So erinnert Simon Rüter die regelmäßigen Besuche der Jugendhilfemitarbeiter im Spezialkinderheim Bad Blankenburg wie eine Farce, da das Ergebnis ohnehin von ihm nicht zu beeinflussen gewesen sei:

Da hat ich immer so was wie Anhörungen, also jetzt kann ich sagen, dass es Anhörungen waren, weil ich bin halt im Gefängnis ... (3) Da kam in regelmäßigen Abständen bei mir R. und Frau S. vom Jugendamt Arnstadt. Und die kam in regelmäßigen Abständen, da wurdeste halt geholt und da hieß es: Jugendamt ist da. Alles klar. Da ham se dich dann in so 'n Raum gesteckt, wie hier, und da hat se gefragt, wie 's is so. Da haste erklärt, dass du bitte wieder nach Hause möchtest, so, gern wieder zu deinen Eltern willst und so. Und da wurde kategorisch schon die Ablehnung, also definitiv: Nee, gibt 's nich. So, die hat da-, fünf Minuten ging das, da hat die irgendwas geschrieben. Ihre Ablehnungsgründe, weil du halt noch nicht so weit bist oder weiß der Teufel, ge? (Weil) die Beurteilung vom Heim wieder nicht so war oder so. Und dann sin die wieder abgehauen. Und das geht- gab 's dann nach einer Zeit regelmäßig, so ja. Es wurde gar nichts dafür getan, dass du wieder nach Hause kommst. War das wirklich-, du bist da und du bleibst da un fertich. Und da gibt's kein Theater. Und da hab ich auch, ich weiß nich, hab ich literweise bestimmt Tränen verloren (Interview mit Simon Rüter am 14. April 2011, 00.32.00 D1).

Die Heimleiter und Heimerzieher beschränkten ihre Tätigkeiten strikt auf ihre organisatorischen Aufgaben: die Umerziehung jedes Neulings, ohne sich mit seiner Person auseinanderzusetzen.¹⁷ Heute betonen ehemalige Heimerzieher, dass sie nur eine begrenzte Einsicht in jeden „Fall“ hatten und sich damit auch begnügten bzw. zufrieden gaben.¹⁸ Susanne und Sigurd Schrade erläuterten mir ihrerseits, dass sie als Jugendwerkhofleiter keinen Einblick in die Vergangenheit des Neulings erhielten bzw. erhalten wollten. Die Akte sei aus dem Aufnahme- und Beobachtungsheim Eilenburg gekommen¹⁹, und der Jugendwerkhofleiter habe dazu einen Erziehungsplan erhalten, in welchem über das Kind tendenziell negativ geurteilt worden sei. Information über die

¹⁶ Ihre Rolle wird bis heute in der Forschung zu wenig thematisiert.

¹⁷ Es gibt bis Anfang der 1970er Jahre pädagogische Prinzipien, nach denen der Gehorsam frei von Argumenten, also reine Unterordnung, nicht Überzeugung, ähnlich wie beim Militär zu erzeugen sei (vgl. Gmurman 1960: 25). Elemente davon finden sich in der Heimerziehung wieder.

¹⁸ Vgl. Interviews mit sieben ehemaligen Heimerziehern in der DDR (Hoffmann 2012a; 2012b)

¹⁹ Eilenburg wurde ursprünglich als Beobachtungsheim konzipiert, aber aufgrund von Kapazitätsüberlastungen anderer Heime als solches recht bald wieder geschlossen worden. In den darauffolgenden Jahren wurden dort aber die Kapazitäten der einzelnen Spezialheime der DDR verwaltet. Die Heimleiter wurden angewiesen, monatlich die Belegzahlen der jeweiligen Gruppen sowie die für die Gruppen festgelegten Ausbildungen nach Eilenburg zu melden. Anhand dieser Daten wurde von Eilenburg aus die Zuweisung der Kinder- und Jugendlichen in die Spezialheime koordiniert.

Herkunftsfamilien der Kinder hätten sie nicht bekommen.²⁰ Die Kinder mussten Unerwünschtes verschweigen und durften keine Fragen stellen. Sie wurden geradezu absichtsvoll in unaufgeklärten Verhältnissen belassen, solange sie sich unter der Obhut der Jugendhilfe befanden. Dementsprechend fühlten sie sich vollkommen ausgeliefert und durften nur das machen, was ihnen aufoktroiert wurde (so auch Kuhlmann 2008: 129 f.) Darüber hinaus durfte nach der Entlassung die Heimzeit nicht öffentlich thematisiert werden.²¹ Die Sprachhemmungen und die Schwierigkeiten, im Erwachsenenalter über die Heimzeit zu reden, sind auch als eine mögliche Konsequenz dieses Prozesses zu verstehen.²²

Der erste Tag im Spezialheim wird in den Interviews fast ausnahmslos mit Gewalt assoziiert. Das Thema der Gewalt bzw. Episoden von Gewalt im Heimalltag wurden oft angesprochen bzw. erinnert und erzählt, ohne dass ich ausdrücklich danach fragte. Die Interviewpartner schilderten Situationen, in denen sie geschlagen wurden oder beobachteten, wie ein anderes Heimkind geschlagen wurde, wobei diese unterschiedlich detailliert wiedergegeben wurden.²³ Im Rahmen dieser Erinnerungen tauchen als Akteure meist Heimerzieher auf, die oft als grobe und lieblose Personen beschrieben werden, die unfähig sind, Trost und Zuwendung zu schenken. Deren wiederkehrendes Erkennungsmerkmal ist der Schlüsselbund, der gern als Waffe gegen die Kinder und Jugendlichen benutzt wurde. Liebe oder „gute“ ErzieherInnen tauchen in den Erinnerungen hingegen selten auf, wobei es sie auch gab. Emil Andersen, geboren 1958, erinnert zum Beispiel Folgendes:

Pfff. In Holzdorf gab's eine Erzieherin, die hat immer gerne, wenn was nicht klappte, da hat die nen Schlüsselbund gehabt, so nen ziemlich großen, die hat nicht gefragt, die hat einfach geschmissen. [I: So?] Ja, ja. Die hat den einfach geschmissen. Egal. Einfach geschmissen. Ja, ja. Der ene kricht ihn an Bauch, der andere am Kopf, da hat es mal geblutet und so. Die war eben so. Die hieß G. Ne kleine Blonde, aber mächtigen Wurf hat sie gehabt. Ja, das is so. (Interview mit Emil Andersen am 28 April 2011, 00:07:13).

Demütigungen, Strafen und Drohungen werden auch im Zusammenhang der Einweisung in den geschlossenen Jugendwerkhof Torgau oder die Arrestzelle erinnert, oft verbunden mit spezifischen Aspekten physischer, psychischer und/oder sexualisierter Gewalt anlässlich von Ritualen am Einweisungstag, Racheaktionen, Reaktionen auf Abwehr- bzw. Ablehnungsreaktionen und willkürliche Machtdemonstration. Bert Schneider erinnert, wie Kinder, nach einer Entweichung geschlagen werden:

Die sind in ihr Zimmer geschickt worden und dann hast es nur noch gehört. Die Schreie haste gehört alles. Also das war. War schon... (Interview mit Bert Schneider am 27. Dezember 2010, 00:32:45.)

20 Vgl. zweites Interview mit dem Ehepaar Schrade am 28. Februar 2012, 00.09.15 bis 00:25:20.

21 Vgl. dazu die Beschreibung über eventuelle „Ressentiments“ der Insassen, die entlassen werden (Goffman 1973: 76).

22 Nach der Entlassung aus dem Heim wurden Heimkinder in der DDR-Gesellschaft stigmatisiert (vgl. Arp 2012b: 147-156; Arp 2012a: 61-64).

23 Über die Erinnerungen an Gewalterfahrung in Spezialheimen und die Beschreibung der erlebten Kollektiverziehung vgl. Arp 2012b: 133-146.

3. Umerziehung in totaler Institution

Allein die Tatsache, in ein Spezialheim eingewiesen worden zu sein, bedeutete die Erfahrung der Machtlosigkeit verbunden mit einem Gewaltübergreif. Das Kind oder der Jugendliche verlor das Recht auf Selbstbestimmung, das Recht auf Privatheit und Familie.²⁴ Die Heimeinweisung wird von den ehemaligen Heimkindern durchgängig als ein einschneidendes Erlebnis beschrieben, das sich auf ihr weiteres Leben auswirkte. Simon Rüter beschreibt das Geschehen der Heimeinweisung von allen Interviewpartnern am ausführlichsten, und seine Erzählung bestätigt im Detail die von Goffman (1973: 24-77) analysierte materielle und soziale Enteignung: Konstituierung als Objekt, Ehrerbietungspflicht, Gehorsamkeitstests, Initiationsriten, Reduzierung der Person auf Attribute wie beispielweise „schwererziehbar“, „Kind von Asozialen“, Statuszuweisung als Neuling, der mit Strafen rechnen muss, wenn er nicht alles über sich ergehen lässt oder „aufsässig“ ist.²⁵ Die Zuweisung von Anstaltssachen und Gebrauchsgegenständen und der Verlust des Namens durch Zuweisung einer Nummer werden von Simon Rüter beschrieben.²⁶ Anders als viele andere Interviewpartner beschreibt er ausführlich die Kleidung und die restliche Ausstattung:

Wir hatten, vom Heim her hatten wir halt Sachen. Ich musste ja meine Privatklamotten abgeben, die ich mithatte. Die ich jetzt mit meiner, ich sag immer schön Inhaftierung na?, dort abgeben musste. Da hatten die halt extra so 'ne Wäschekammer, da kam die Klamotten hin. Da hastde halt so- Erstausrüstung hieß das — haste bekommen so. Erstmal Trainingsanzug und so 'n Waschbeutel. Da waren Zahnbürste, halt Zahncreme, 'ne Handwaschbürste, 'ne Seifenbüchse, was ham mer noch da? Das wars glaub ich schon. Und der Beutel, der Seifenbeutel, wo die Seife reinkam. Und dann haste Trainingsanzüge gehabt. Das wusst' ich noch, das warn so braun mit so rot-gelben Streifen warn die. Also da hast de hier so Streifen auf der Seite gehabt, hier so (Interview mit Simon Rüter am 14. April 2011, 00.59.00- 00.60.18 D1).

Susanne und Sigurd Schrade bestätigten mir diese Vorgehensweise, die sich in der ritualisierten Entledigung oder Enteignung alles Individuellen beim Eintritt in die Jugendwerkhof-Gemeinschaft ausdrückte.²⁷ Durch die einheitliche Anstaltskleidung wurden die Jugendlichen uniformiert und dadurch entindividualisiert.

24 Die Forderung nach gewaltfreier Erziehung und einem achtsamen Umgang mit Kindern ist erst im November 2000 mit einem Gesetz „zur Ächtung der Gewalt in der Erziehung“ gesetzlich umgesetzt worden. Richtungsweisend hierfür war der 1942 verstorbene Pädagoge Janusz Korczak, der schon 1911 eine „Magna Charta“ der Kinderrechte verfasste. Janusz Korczak, ein polnischer Arzt, Pädagoge und Kinderbuchautor schrieb Aufsätze für Erzieher und Eltern. Als Leiter eines Waisenhauses konnte er seine Prinzipien und Erziehungsvorstellungen im Alltag umsetzen (Korczak 2007; 2012).

25 Die Konstruktion von sogenannten „Problemfällen“ sowie „devianter“, „schwererziehbarer“ und „straffälliger“ Kinder und Jugendlicher in der DDR sollten Gegenstand weiterer Forschung werden.

26 Interview mit Simon Rüter am 14.4.2011, 00.58.30 D1.

27 Die Privatkleider wurden abgenommen und die Haare geschnitten (vgl. erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27.2.2012, 00:32:45 bis 00:38:55. Hierzu auch Sachse 2010: 181).

3.1 Spezialheime als rechtsfreie Räume

Die Erzählungen über die Spezialheime vermitteln eindeutig den Eindruck, dass jene Heime, als „totale Institution“ strukturelle Elemente der Gewalt aufwiesen und als eine Art „rechtsfreier Raum“ funktionierten. Die Tatsache, dass die Heime meist auf dem Lande und isoliert standen, hat diese Wahrnehmung sicherlich verstärkt. Erving Goffman definiert es so:

Eine totale Institution lässt sich als Wohn- und Arbeitsstätte einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen definieren, die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen. Ein anschauliches Beispiel dafür sind Gefängnisse, vorausgesetzt, dass wir zugeben, dass das, was an Gefängnissen gefängnisartig ist, sich auch in anderen Institutionen findet, deren Mitglieder keine Gesetze übertreten haben (Goffman 1973: 11).

Susanne und Sigurd Schrade sprechen deutlich über den menschenrechtsverletzenden Charakter dieses „abgeschlossenen, formal reglementierten Lebens“. Auch sprechen sie davon, dass der Mensch „zur Null“ gemacht wurde, also gezielt gebrochen werden sollte. Ganz offen reden sie über Arrestzellen, über Gitter vor den Fenstern und über Machtmissbrauch der ErzieherInnen und Übertragung der Bestrafung an den Gruppenführer oder die Gruppenführerin. In den Spezialheimen wurden viele Misshandlungen, die nach DDR-Recht unzulässig waren, bis 1990 geduldet (Wapler 2012: 80 ff.). Die Kinder waren Tag für Tag mit potentiellen und faktischen Gewaltausbrüchen und Entgleisungen von Seiten des Heimpersonals konfrontiert:²⁸

Also Strafen warn-, das ging -, war 'ne Tortur über die ganze Heimzeit. Also das die Erzieherinnen-, also diese Frau E. war-, die is mir so in Erinnerung geblieben. Also ich könnt die auch heute noch beschreiben, wie 's damals aussah, was se für 'n Moped gefahren hat. Ihre Liebessänger, also ich ich weiß alles noch von der Frau, ich hab die nie vergessen, die is halt eingebannt. Ihre Lieblingsbeschäftigung war halt immer so erstmal früh so, Bettennoten und so halt. Wenn man dann von der Schule kam dann so nach 'm Mittag, wenn das einigermaßen geklappt hat un man hatte halt wieder 'n Eintrag im Tagebuch, also da gab 's so, die hatten so 'n großes Buch gehabt, das ge- is auch immer mit in die Schule gegangen, dann so Tadel und so 'n Zeug kam da rein oder die Mitarbeit nich

²⁸ Im November 1984 reicht ein Vater aus Leipzig eine Eingabe an das Ministerium für Staatssicherheit ein mit der Bitte um Prüfung und Stellungnahme zu einem Vorfall, der seine beiden Söhne in einem Spezialkinderheim betraf. Die Schule der Kinder hatte die Heimeinweisung 1984 beantragt, und die Jugendhilfe hatte dies auch befürwortet. Die Eltern waren dazu gezwungen, ihre Kinder ins Heim zu bringen. „Nun waren wir am 04.11.1984 zu Besuch in Eilenburg bei XX und mußten erfahren, ich möchte betonen ‚nicht nur von unserem Sohn!‘, dass unser Sohn durch den Erzieher Y körperlich geächtigt, beziehungsweise gebiesagt wird. Zum Beispiel an den Haaren ins Doppelstockbett gezogen wurde, des weiteren unterm Knie ins weiche Fleisch gekniffen und darangezogen. [...] Mein Sohn sagte, dass er das seinem Vater erzählen würde, da bekam er zur Antwort, dass könne er machen, dem Erzieher würde sowieso nichts passieren. Ich stellte meinen Sohn vor dem Erzieher nochmal zur Rede, wobei er bei dem mir gesagten blieb. Wie nicht anders zu erwarten leugnete der Erzieher [...] Keines der anderen Kinder hat den Mut, es den Eltern zu sagen, weil sie Angst vor den Repressalien dieses Mannes haben.“ BStU, MfS, BVfS Leipzig, BdL 01876, Seite 0102.

entsprechend war, war halt so ihre Lieblingsbestrafung halt so, so dieses Kneifen. Die hat so in die Haut rein und so rumdrehen und mit diesen diesen Fingern, das war halt auch in der Schule 'ne beliebte Strafe, so mit diesen Knöcheln hinten so über 'n Hinterkopf, so an diesen Knochen hier hinten. Das dann so drüberziehen, so mit Vollgas so Zack! Also Rubbeln ham die das halt genannt. Das war halt immer so Lieblingsbeschäftigung. Oder Strafen aussprechen wie Flurblocker oder Schuhe putzen für die ganze Gruppe. So das man wirklich schön als Arschloch da stand so (Interview mit Simon Rüster am 14 April 2012, 00:12:06).

Entgleisungen von Nachtwächtern²⁹ werden ebenfalls geschildert:

Ja. Nachtwache. Ist auch so 'ne Sache. Ganz schlimme Sache. (3) Also wir hatten 'ne Nachtwache, der hieß Herr D. Und da is halt 'n Mensch gewesen, der hat soweit ich in Erfahrung-, später dann nach der Wende in Erfahrung gebracht hab, hat der schon hier in Gräfentonna im Gefängnis gearbeitet. So. Und der war halt Nachtwache dort in dem Kinderheim. Und das war halt 'n Mensch, klein, dick, Brille, und der hatte so Fingernägel, die gingen so rum, der hat irgendwie ganz komische Fingernägel, sah aus wie so Krallen. (3) Und (4) ah das war 'n Sadist. Einfach nur 'n Sadistenschwein. Was anderes war das gar nicht, 'n absolutes Arschloch, also ich,....Er hat die Leute rausgeholt, ich weiß noch-, die Leute hatten, Kinder halt, so aus Socken Fußball gemacht, so groß. Und abends wurde die Station abgeschlossen. Da wurde alles zugeschlossen und so und da durfte keiner mehr raus aus den Räumen. Hieß es dann Achtverschluss. Da wurde abgeschlossen. Und dann durfte keiner mehr raus, also auf Toilette, so, das musste alles vorher erledigt werden. Und dann durfte keiner mehr aus dem Zimmer raus. Und die Leute ham halt so kleine Fußbälle aus Socken gebaut. Und sie ham halt draußen auf dem Flur ham die 'n bisschen Fußball noch gespielt, das war im Sommer so. Und die sin immer gekommen und ham vorne an der Tür gelauscht. So. Ah Tür vorne ganz leise aufgemacht, so, und dann rein, die die se erwischt ham, die hams so un so gleich gekriegt. Da is der gleich hin und gleich drauf geprügelt. Und dann ham die die ganze Station noch rausgeholt, egal wie spät das war. Und wenn der nur nachts jemanden erwischt hat, der mal auf Toilette musste. Da ham die die ganze Station rausgeholt, alle vor die-, vor ihre Zimmer stellen mussten, also da mussten mer uns alles so vor die Zimmer stellen, an die Wand. Und da ham die sich immer so kleine Spiele einfallen lassen. So wie Kniebeuge nach Zahlen. Mit Büchern, also mit vorgestreckten Händen. Da hat der Bücher draufgelegt (Interview mit Simon Rüster am 14 April 2012, 00:24:12.)

Schließlich werden erdrückende und angsteinflößende Situationen unter den Heimkindern allein erinnert:

²⁹ Vgl. der Bericht eines IMs, der in den sechziger Jahren als Heimerzieher im Spezialkinderheim Bad Blankenburg arbeitete und wegen Misshandlungen an Kindern bekannt war: „Nachtwächter wird ins Heim eingestellt, handelt sich um XX. 65 Jahre, vorbestraft 1957 wegen Unz. M. Kindern, z.Z. wohnhaft Potsdam, ehem Rudolstadt.“, VPKA Rudolstadt, OG II, Reg.-Nr. 194/64, 1964-1978, 5.10.1965, BStU, MfS, BV Gera/KD Stadtroda, Bl.S. 102.

Wenn jetzt jemand unordentlich war, also unsauber am Körper, das hat mir so leidgetan ... die war in ner andern Brigade. Da ham die gejagt, hier, in, in, in, in Duschraum. Ham die naksch gemacht und ham die mit'm Schrubber geschrubbt. Die konnte aber nix dafür. Die hat Defizite gehabt (Interview mit Zora Ilex von Ronald Gebauer am 28. März 2011, 00:42:15 – 00:43: 32).

Also, erstmal Handgreiflichkeiten auch, dann weiß ich noch, da hatten wir eine dabei, die war halt nicht ganz so – hygienisch, sag ich mal. Ja, die haben sie dann halt unter die Dusche gestellt und mit dem Schrubber und mit Ata und kaltes Wasser (3) abgeschrubbt. und die anderen mussten dann halt zugucken. (3) Oder mitmachen, sonst hätten sie vielleicht auch noch n paar draufgekriegt. (2) (Interview mit Sabine Mirabelle, Jg. 1967, von Ronald Gebauer am 10. März 2011, 01:03:47).

Sie wurden Zeuge oder gar Mittäter bei physischen Angriffen auf ein anderes Kind, sollten andere Kinder und Jugendliche denunzieren, bei der Bestrafung von Heimkindern beispielweise durch Festhalten mithelfen oder zusehen, wie andere gequält wurden.

Na, da gings schon. Also, da ist es zum Beispiel so gewesen, auch einmal, ähm, da wußt ich zum Beispiel nicht, was ich mache. Das war, da war ich überfordert mit der Situation. Ich wollte dem Mädchen helfen – und zwar ham se der die Klobürste hinten rein gerammt. (2) und (2) die ham alle angefeuert, und ich bin dann dazu gekommen und konnt gar nicht glauben, was ich da sehe. //I: Hm// (3) Und hab dann was dazu gesagt und dann ham se gesagt: „Du bist auch gleich dran.“ Und normalerweise hab ich ja immer dann (2) gedacht: Nee, du bist die Stärkere. Aber da konnt ichs dann nicht. Da – das war zu viel für mich. Und da warn ja auch mehrere. Das warn ja von zwei Gruppen – und das waren so viele dann und ältere, weil das die älteren Gruppen warn, da konnt ich nicht, da wußte ich nicht. Also, da hab ich lange zu knabbern gehabt auch. Das hab ich dann eigentlich gut vertragen – verdrängen können. Aber das war schon krass. Also da ham se – und es muss wohl nicht das erste Mal gewesen sein. Also die müssen im Waschraum immer mal Aktionen gemacht haben. Da weiß ich Gott sei Dank nichts von. Das will ich auch gar nicht wissen. (2) Also mich ham se nicht drangenommen. (3) Wahrscheinlich, weil eben schon bekannt war, dass ich aus der Gruppe unten, wo ich in der Zelle war, na eben das (3). Gott sei Dank. Die haben mich da eigentlich alle in Ruhe gelassen (Interview mit Karin Ast, Jg. 1971, am 15. März 2011, 00:55:06-00:56:30).

Die pädagogische Referenz für die Heimpädagogik in der DDR war Anton Makarenko (1888-1939), der als bedeutendster Pädagoge der Sowjetunion gilt (Kamp 1995: 467-545). Auf dieser Grundlage waren die Heimkinder permanenter Kontrolle seitens der Heimerzieher oder anderer Heimkinder ausgesetzt und wurden in kollektive Maßnahmen gezwungen. Die Folge war der vollständige Verlust von Intimität und die unmittelbare Bedrohung des eigenen Körpers. Die von Erving Goffman (1973: 40-41) als direkten und elementaren Angriff auf das Selbst herausgestellte Entblößung und Bloß-

stellung ist in den Interviews in jeder Hinsicht belegbar. Goffman schildert die erdrückende Führung der „Insassen“ durch das Personal, das jede Geste reguliert, beurteilt und sanktioniert (Goffman 1973: 45).

3.2 Kollektiverziehung oder Opportunismus?

Die Ausübung der Gewalt innerhalb einer Gruppe nahm unterschiedliche Formen an, je nachdem, was die „Gruppenchefs“, die als „Lieblinge“ der Heimerzieher beschrieben wurden, als notwendig erachteten. Der Gruppenchef trug eine Armbinde, die der ehemalige Jugendwerkhofleiter Schrade als „Waffe“ beschrieb.³⁰ Heimkinder, so Schrade weiter, seien für Symbolik sehr empfänglich gewesen. Aber auch als „Lieblinge“ der Heimerzieher waren die Gruppenchefs sehr unbeliebt. In der Gesamtsituation Heim war persönliche Zuwendung extrem rar. Entsprechend genau wurde deshalb die Verteilung von persönlicher Zuwendung beobachtet und von Erziehern, denen dieser Mangel bewusst war, auch als Erziehungsmittel eingesetzt. Zuwendung von Erziehern musste man sich in einer Konkurrenzsituation durch besondere Leistungen, besonders unterwürfiges Verhalten verdienen. Das machte die „Lieblinge“ bei den anderen unbeliebt und führte mitunter sogar zu Racheakten.³¹

Schläge und Drohungen von den „Lieblingen“ fanden wiederum laut Aussagen der Interviewpartner regelmäßig statt. Somit waren viele Kinder und Jugendlichen Opfer und Täter zugleich, wodurch der Kontakt untereinander belastet war. Solidarisierung und Gemeinschaftsbildung erstickten im Keim. Die anderen Heimkinder werden in den Interviews nicht in Verbindung mit Freundschaften, sondern in Schilderungen von Gewalt und Kollektiverziehung erwähnt. Bei der Beschreibung der Heimkinder benutzen die Interviewten bezeichnenderweise den Wortschatz und die Kategorien der HeimerzieherInnen. Sie sprechen von Kindern bzw. Jugendlichen „ohne jede Auffälligkeit“, von „Waisen“, „Kriminellen“, „Verhaltensauffälligen“, „Schulschwänzern“ und Kindern mit „Erziehungsproblemen“ und weisen somit auf die Heterogenität der Kinder und Jugendlichen hin, die im Heim lebten. Fast nie werden andere Kinder oder Jugendliche namentlich oder anhand von persönlichen Charakterzügen erinnert und dargestellt, sondern gesichtslos und anonym. Oft werden sie als diejenigen geschildert, die geschlagen, gedrängt und gedroht haben. Die Erzählung von Susanne Schrade gibt die Perspektive der Erzieherin auf die sogenannte Kollektiverziehung wieder:

Und vielleicht auch noch mal zu diesen Situationen, die [...] so zugespitzt haben, dass wir, dass, dass die Kollegen gemeint haben, keine andere Möglichkeit mehr zu haben: diese Kollektiverziehung. Das bestand ja auch aus einem Funktionärssystem, also Selbstverwaltung sollte das ja sein. So, und da darf man nicht vergessen: die Jugendlichen haben mit sich selbst genügend zu tun, die sollten erst mal selbst ihre Lage erkennen, jetzt wurden die in die Lage versetzt, in gewissen Tagesbereichen die Gruppe zu führen. Die kamen ja über kurz oder lang in die gleiche Situation, dass sie mit ihrem Latein am Ende waren. Die haben ja auch nicht untereinander ja, ja wie soll ich mal sagen, akzeptiert, dort ist natürlich auch ein Sumpf gewuchert von Präfektentum von-von-von-von Drangsalierungen, die dann nachts, bilde ich mir ein, auch oft in den Schlafsälen, wenn

30 Vgl. zweites Interview mit dem Ehepaar Schrade am 28.2.2012, 00.23.11.

31 Zur Delegierung von Kontroll- und Leitungsbefugnisse und Kalfaktorialität vgl. Jöns 1995: 114 ff.

zwölf Jugendliche in einem Saal, [...], dass es da zu solchen Übergriffen kam, wo dann auch Jugendliche weggelaufen sind, weil sie dem Druck der Gruppe gar nicht mehr Stand halten konnten. Ist mir völlig nachvollziehbar. Es ist auch ein Wahnsinn, die Jugendlichen, die selbst zu ihrer Erziehung dort sind, praktisch anstatt von Erziehern den Tageslauf regulieren zu lassen. Das würde ja bedeuten, sie können das alles dann [...] können wir sie entlassen und die haben dann natürlich alles, was so an Kränkungen untereinander war, haben die dann ausgespielt, wenn die als Hygieneverantwortliche die Schränke kontrolliert haben oder wenn da noch ein Fussel am Besen war oder noch Wasser im Eimer. Da gibt's ja so feine Dinge, wo man den Menschen zur Null machen kann, auch untereinander (erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27. Februar 2012, 01:28:50).

Die Unerträglichkeit der Kollektiverziehung kulminierte täglich in den öffentlichen Ritualen, die in „Gruppenversammlungen“ vollzogen wurden. Oftmals hatten diese Züge eines Tribunals, bei welchem Heimkinder bloßgestellt wurden.³² Zora Ilex erzählt, wie sie solche Versammlungen im Jugendwerkhof Hummelshain erlebt hat:

Es wurde von jedem die Arbeit des Tages ausgewertet, das Verhalten sowie die Sauberkeit. Da wurde alles auf den Tisch gelegt. Alles. Wenn da da ma ein Taschentuch uf'm Tisch liegen gelassen hast, das wurde auch, mit zur Auswertung mitgebracht. Oder ma, ma was Schlimmeres passiert, das wurde alles mit zur Auswertung gebracht. Wie zum Beispiel ... ich hatte Angst, is klar. Ich habe ja heute och mit meiner Inkontinenz zu tun, da ging och ma was ins Bett. Das wurde ausgewertet, da hab ich mich wieder geschämt wie so'n Bettnässer (Interview mit Zora Ilex von Ronald Gebauer am 28. März 2011, 00:34:49 – 00:35:12).

Sigurd Schrade als ehemaliger Erzieher spricht deutlich von einer

ständigen Abrechnung, Tagesauswertung, Wochenauswertung, Monatsauswertung, das wurde alles ständig bewertet, beurteilt. Sie [die Jugendlichen] mussten Stellung nehmen: „Wie siehst Du das?, wie siehst Du das?“ herausgefordert, als einen regelrechten Konkurrenz- und Machtkampf, der da organisiert wurde (erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27 Februar 2012, 00:24:15).

Jeden Tag mussten die Heiminsassen erleben, wie jemand bei den Auswertungen oder bei Inspektionen gedemütigt wurde. Die Formen der Gewalt reichten von öffentlichen physischen oder psychischen Bloßstellungen und Demütigungen wie etwa beim Duschen, Zwangsputzen vor der Gruppe bis hin zu einzelnen Einschüchterungen (ausführlich Goffman 1973: 32-42). Der permanente erzieherische Druck war für sich genommen eine Form der Gewalt, der sie sich nicht entziehen konnten bzw. nur über das „Entweichen“, was wiederum härtere Strafmaßnahmen zur Folge hatte. Oftmals wurde das Kind oder der Jugendliche nach einer „Entweichung“ mit Arrest bestraft oder

³² Vgl. hierzu die Reportage *Jugendwerkhof* von Roland Steiner (DEFA 1988) über den Jugendwerkhof Hummelshain in Thüringen, in dem eine gezielte Demütigung im Rahmen einer Gruppenversammlung präzise dokumentiert wird.

musste sich einer öffentlichen Bestrafung unterziehen, die ihn oder sie stigmatisierte und erniedrigte. Im Jugendwerkhof Hummelshain mussten die Heimkinder in solchen Fällen noch in den 1980er Jahren einen Tag lang mit einer bestimmten Uniform durch das Gelände laufen. Ähnliches gab es in den 1960er Jahren mit der sogenannten Strafkleidung auch in der BRD (Kuhlmann 2008: 144). Dies erklärt auch, warum sich Erzählungen über „Entweichungen“ stark ähneln und warum Abläufe über Polizeireviere, Durchgangsheime, Transfer, Drohungen mit dem Geschlossenen Jugendwerkhof Torgau und Empfang im Spezialheim mit Arrest und Kerker in einem gleichförmigen Wortlaut erzählt werden. Gewaltaktionen wie kollektive Schlägereien nach einer Einweisung, nach einer „Entweichung“ oder nach einem Diebstahl wurden von den ErzieherInnen oftmals geduldet oder gar subtil angestiftet.

Die sozialistische Kollektiverziehung (manche reden von „Selbsterziehung“) in der Heimerziehung beruhte auf die Überzeugung, dass das Heimkind über das Heranwachsen seines Bewusstseins zur wertvollen Persönlichkeit der sozialistischen Gesellschaft zu formen war. Eberhard Mannschatz lieferte in der DDR das theoretische Grundgerüst für die Erzieher, indem er sich stark auf Makarenko berief: Kinder sollten zum Kollektiv und durch das Kollektiv erzogen werden, wobei das Kollektiv als Mittlerfunktion zwischen Gesellschaft und Individuum generell aufgefasst wurde und diesem eine zentrale Erziehungsfunktion aufgebürdet wurde.³³ Die Kollektiverziehung im Spezialheim führte nicht zu einer Umerziehung im Sinne einer verbesserten Persönlichkeit, deren Charakterzüge sich der sozialistischen Gesellschaft angenähert hatten, sondern einzig und allein zur überlebenswichtigen Anpassung, die mit der Unterordnung unter das Heimkinderkollektiv zu gewährleisten war. Dieses unausgesprochene Gesetz des Stärkeren begünstigte die Herausbildung von Opportunisten, die nur daran interessiert waren, ihre Vorteile zu sichern, und denen dafür jedes Mittel recht war. Die soziale Heterogenität der Heimkinder (in puncto Persönlichkeit und familiärem Hintergrund) gekoppelt mit der nicht tolerierten individuellen Abweichung von den vorgegebenen Zielen der Umerziehung führte zu einer strengen Hierarchie innerhalb der Kollektive und zu opportunistischen Verhaltensmustern, die das Handeln der Heimkinder beherrschten. Susanne Schrade fasst zusammen, dass der „eigentliche Kern“ dieser Pädagogik in der erzwungene Anpassung bestand. Sie reduziert diese Pädagogik radikal auf ihr gewaltforderndes Potential: „Wenn einer sich an das System gut angepasst hat, ist er umerzogen worden.“³⁴ Die hochgepriesene „Umerziehung“ der Kinder und Jugendlichen hatte zur Folge, dass die Heimkinder einen Zwang zu Anpassungsstrategien internalisierten, die eher von eigenen Interessen als von moralischen Regeln bestimmt waren.

3.3 Isolation und Tabuisierung

Ein weiterer Aspekt der Gewalt innerhalb dieses Mikrokosmos resultiert aus der Tatsache, dass die Spezialheimen innerhalb der DDR-Gesellschaft ein gesellschaftliches Tabu darstellten. Goffman bringt mit dem Begriff der totalen Institution diese Tabuisierung mit der Isolierung der Einrichtungen in Zusammenhang:

33 Mannschatz unterteilte das Kollektivbewusstsein in drei Teile: „Kern“, „Reserven“ und der „Rest“ (Mannschatz 1961).

34 Erstes Interview mit dem Ehepaar Schrade am 27.2.2012, 00:25:27.

Jede Institution nimmt einen Teil der Zeit und der Interessen ihrer Mitglieder in Anspruch und stellt für sie eine Art Welt für sich dar; kurz, alle Institutionen sind tendenziell allumfassend. [...] Ihr allumfassender oder totaler Charakter wird symbolisiert durch Beschränkungen des sozialen Verkehrs mit der Außenwelt sowie der Freizügigkeit, die häufig direkt in die dingliche Anlage eingebaut sind wie verschlossene Tore, hohe Mauern, Stacheldraht, Felsen, Wasser, Wälder oder Moore. Solche Einrichtungen nenne ich totale Institutionen (Goffman 1973: 15).

Informationen aus Spezialheimen durften unter keinen Umständen an die Bevölkerung gelangen. Deshalb war es Heimkindern streng verboten, nach ihrer Entlassung über ihre Erlebnisse zu reden. Serge Tisseron schreibt darüber, dass durch das Schweigen das Trauma verdoppelt wird, weil das Opfer niemanden findet, der ihm/ihr hilft oder zuhört, um das traumatische Erlebnis bzw. den ersten Schock zu überwinden (Tisseron 2005: 190-207).

In diesem Zusammenhang war auch die „Entweichung“ Gegenstand permanenter Sorge aller Jugendwerkhofleiter, die dem Vorgesetzten im Referat Jugendhilfe der Bezirke aber auch dem Bezirksschulrat, dem Rat des Kreises, der Kreisdienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) und der SED-Kreisleitung rechenschaftspflichtig waren. Kontakte zwischen Heimkindern und der Bevölkerung waren unerwünscht, weil man die Unruhe fürchtete, die sich in der Bevölkerung der umliegenden Dörfer hätte ausbreiten können. Stattdessen wurde die schnellstmögliche Rückführung des Heimkinds in den Jugendwerkhof erwartet, um „kriminelle Handlungen“ zu verhindern. Das MfS sorgte auch dafür, dass es nicht dazu kam: Inoffizielle Mitarbeiter wurden unter den Heimerziehern eingesetzt, um Ausschreitungen und Unruhen, die Heimkinder in der Umgebung ihrer Heime hätten auslösen können, vorzubeugen. Die Offiziere des MfS wollten darüber hinaus Fälle von Republikflucht verhindern. Manche IM geben Einblicke in den Alltag der Heime. Dabei wird kaum die Perspektive der Kinder eingenommen, sondern jene der ErzieherInnen. Systematisch wurde darüber berichtet, wie die „Stimmung“ im Heim war, wie der Leiter, die Leiterin arbeitete, wie die HeimerzieherInnen politisch dachten und ob es westorientierte Jugendliche gab.³⁵ Das MfS spielte in den Jugendhilfeeinrichtungen der DDR eine aktive Rolle. Diese Dimension und die Ideologisierung des Alltags sind deutliche Unterschiede zu der Heimerziehung der Bundesrepublik, während Gewalterfahrungen in beiden deutschen Staaten zumindest bis Ende der sechziger Jahre ein Kennzeichen von Heimerziehung waren.

Eine Folge der Abgeschlossenheit der Heime und des Sprech- und Kontaktverbotes bestand darin, dass nur ein kleiner Kreis – MitarbeiterInnen der Jugendhilfe, des MfS, der Volksbildung und des Gesundheitswesens – in die Strukturen und Prozesse der Einrichtungen der Jugendhilfe eingeweiht war. Wer aus welchen Gründen und mit welcher Perspektive damals Heimkind wurde, blieb der Mehrheit der Bevölkerung verborgen.³⁶

35 Im Archiv des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen (BStU) finden sich über 800 Seiten Material über Kinderheime und Jugendwerkhöfe aus unterschiedlichen Kreisdienststellen der ehemaligen DDR.

36 Diese Ignoranz der Gesellschaft ist heute noch spürbar, wie wir es durch eine telefonische Befragung bei über 1.000 Haushalten feststellten (Ritter 2012).

Kontakte nach außen wurden behindert und kontrolliert. So wurde die eingehende und ausgehende Post vom Heimpersonal gelesen und zensiert, so dass eine vertrauliche Kommunikation mit Bezugspersonen unterbunden wurde.³⁷ Auch Geschenke wie Süßigkeiten und anderes, die man von zu Hause geschickt bekam, mussten geteilt werden. Oftmals wurden sie von den Heimerziehern ganz zurückgehalten, sodass auch über solche materiellen Zuwendungen kein Trost erfahren werden konnte. Tristan Murau, der im Spezialkinderheim Bad Blankenburg war, erinnert dazu:

Oder, meine Eltern haben mir ein Weihnachtspaket geschickt. Und da war ein Polizeiauto drinnen. Und das hat der auf'n Fußboden gelegt und hat mit'm Fuß draufgetreten. Ist schlimm (Interview mit Tristan Murau am 16. März 2011, 00:28:40).

Auch von den Eltern war kein Trost zu bekommen, da deren Besuchsrecht eingeschränkt war. In Spezialheimen gab es in der Regel drei bis fünf Besuchssonntage im Jahr. Weitere Besucherlaubnis gab es zumeist nicht, nur einzelne Heime handhabten dies lockerer. Zudem wurde die Besucherlaubnis als disziplinarisches Druckmittel eingesetzt und relativ oft verweigert. Der eingeschränkte Kontakt zu den Eltern mag eine Erklärung dafür sein, dass die Familienmitglieder in den Erzählungen über die Heimzeit nicht erwähnt werden. Sie tauchen nur im Rahmen der Besuchsfrequenz auf und werden mit Sehnsucht in Verbindung gebracht.

Auch Bildung spielte in der Heimerziehung eine geringe Rolle. In den eigenen Spezialheimschulen unterrichtete oftmals unqualifiziertes oder strafversetztes und durchaus überfordertes pädagogisches Personal, das sich auch nicht scheute, den Unterricht durch Zusammenstreichen der Stundenpläne weiter zu reduzieren. In welchem Umfang die persönliche Entwicklung der Kinder somit in vielen Hinsichten massiv eingeschränkt wurde, wird in den sozialen Folgen der DDR-Heimerziehung sichtbar. Dass die DDR-Heimkinder zu keinem Zeitpunkt auf ein eigenständiges Leben nach dem Heim vorbereitet wurden, wurde in den Interviews wiederholt berichtet. Vielmehr fühlten sie sich nach der Entlassung aus dem Heim allein gelassen, hilflos und nicht im Stande, auch die einfachsten, alltäglichsten Aktivitäten wie Einkaufen, Kochen oder die finanzielle Haushaltsführung zu bewältigen. Auch auf einen Beruf wurden sie im Spezialheim nicht vorbereitet, sondern allenfalls in Hilfsarbeiten eingewiesen (Arp/Butz 2012: 41-52).³⁸

4. „Haben Sie im Heim Gewalt erlebt?“

Die Interviewpartner haben alle im ersten offenen Teil des Interviews Gewaltszenen wiedergegeben. Dabei hatte ich oft das Gefühl, dass sie zum ersten Mal Erlebnisse beschrieben, die sie nie zuvor in Worte gefasst hatten. Es waren meist Situationen von

³⁷ Vgl. dazu die Briefe eines Jungen an seine Mutter, der im Alter von 14 bis 18 Jahren in drei verschiedenen Spezialheimen leben musste (May 2018).

³⁸ In den Normalheimen besuchten die Heimkinder die Schule außerhalb des Heimes und konnten den Abschluss der zehnten Klasse absolvieren. Anschließend wurde über die Jugendhilfe bzw. die Heimleitung ein Ausbildungsplatz vermittelt. Zu den Unterschieden zwischen Normal und Spezialheimen vgl. Arp 2012a: 57-60.

Gewalt, von Willkür und Kollektiverziehung. Am Ende eines jeden Interviews versuchte ich mit einer Nachfrage, das jeweilige Verständnis von Gewalt zu erfassen. Die Antworten auf meine Frage „Haben Sie im Heim Gewalt erlebt?“ überraschten und verwirrten mich. Fast alle betonten, Gewalt zwar gesehen, aber nicht persönlich erfahren zu haben.

Nach ein paar Interviews verstand ich, dass meine Frage zu abstrakt und darüber hinaus ungeschickt war. Die Verneinung persönlicher Gewalterfahrung resultiert aus einem spezifischen Verständnis von Gewalt. Ein abgestuftes System von offiziellen und inoffiziellen Strafen war fester Bestandteil des pädagogischen Systems und wurde als solches geradezu internalisiert. Das Wissen um Strafe soll zu die mit Strafe versehenen Handlungen unterbinden. In der Praxis führten regelmäßige Strafen, besonders wenn sie kalkulierbar waren, zu einer „Übel-Abwägung“: fünf Stunden unerlaubten Entfernens, „kosteten“ beispielsweise zwei Tage Arrest. Also wurde Arrest nicht als Ausdruck von Gewalt begriffen, sondern als Zahlungsmittel für unerlaubtes Entfernen. Als Heiminsasse kalkulierte man, ob der Arrest als „Gegenwert“ für den Genuss kurzzeitiger Freiheit in einer verkraftbaren Beziehung stand. Wenn ja, nahm man ihn in Kauf. Deshalb wurde ein Teil der Strafen nicht unter dem Stichwort „Gewalt“ erinnert (vgl. Sachse 2010: 106-110)

Eine weitere Erklärung für die Negierung eigener Gewalterfahrung besteht darin, dass Kinder, die einer solchen Erziehung längerfristig ausgesetzt waren, negative Gefühle verdrängen mussten, um psychisch standzuhalten.³⁹ Die ehemaligen Heimkinder hatten sowohl bei ihren Eltern als auch in verschiedenen Heimen so viele Gewaltformen erlebt, dass sie die Bandbreite ihrer Erfahrungen mit diesem einen Begriff kaum verbinden konnten. Es muss für die Kinder und Jugendlichen schwer gewesen sein, die verschiedenen Formen der Gewalt zu deuten, in einer Umgebung, in der Gewalt zur Normalität gehörte. Bestimmte illegale, aber etablierte Strafarten wurden gar nicht dem Begriff „Gewalt“ zugeordnet, sondern danach beurteilt, ob sie als adäquate Reaktionen auf Regelverstöße hinzunehmen waren. Die Kinder konnten keine passenden Worte dafür finden, weil ihnen das Differenzierungsvermögen und eine Vergleichsebene fehlten. Lediglich zwei meiner letzten Interviewpartner gaben mir eine differenziertere Antwort. Der Erste, Martin Auerbach erzählte, wie ein Heimerzieher ihm mehrere Kopfnüsse gab, weil er einen Schulkameraden wegen eines „Nutellabrot“ (bzw. Nutdossi, wobei Martin Auerbach Nutella sagt) erpresste:

I: Wurde das geahndet, wenn das rauskam mit den Kopfnüssen?

S. W.: Nee, wurde nicht geahndet. Nee, nee wurde nicht geahndet. Nee. (2) Das war normal. (2)

I: Das wurde toleriert?

S. W.: Das wurde toleriert, genau. (2) Zumindest hat man's nicht so, nicht so äh so mitbekommen, ne. (3) Jo, das war so. Wir haben uns darüber lustig gemacht, wenn wir in der Gruppe waren. Aber hat schon ganz schön wehgetan. Also das war schon nicht ohne gewesen, ne. (6)

I: Würden Sie sagen, dass das Gewalt war? Also wenn ich frage, gab's Gewalt in dem Heim, was würden Sie sagen?

³⁹ Zu ähnlichen Erklärungen kommt auch Kuhlmann 2008: 153 ff. Zu den Auswirkungen der schwarzen Pädagogik und die Verdrängung der erlittenen Gewalt siehe Miller 1980.

S. W.: Nee, das ist- Nee-

I: Ist keine Gewalt?

S. W.: Nee, würde ich nicht sagen. Es tat zwar- also es tat zwar weh und aber dass, dass so, jetzt richtig so- Nee, denke ich mal nicht. Also-

I: Und was ist Gewalt für Sie?

S. W.: Gewalt? Na ich denke mal, wenn das (2) so Schlagen. (2) Dass es jetzt, wenn man Angst hat in die Gruppe zu gehen, ja. Wenn man aus der Schule kommt und hat schon richtig Bammel davor, da reinzugehen. Denke mal, da fängt für mich das an (Interview mit Martin Auerbach, geb. 1972, am 21. Juni 2012, 01:28:00-4).

Die Gewalt fasst er eher antizipativ auf, als ein mulmiges Gefühl vor dem, was ihn seitens der anderen Jugendlichen und der HeimerzieherInnen erwarten könnte, als eine Handlung, die seine Person bedroht und absehbar sei. Ähnlich äußerte sich Robin Mistel und betonte ohne jeden Zweifel, dass es Gewalt gab:

I: Hm. Aber also würden Sie sagen, dass es innerhalb der, der Jugendlichen dann damals Gewalt gab?

R. M.: Ja. (2)

I: Und also wie oft so...? Jeden Tag oder musste man irgendwie ständig damit- oder daran denken oder? (2)

R. M.: Naja, man war schon ständig damit konfrontiert also Gewalt ist auch ein Wort, das ist dehnbar. Es gibt körperliche- physische Gewalt und es gibt auch psychische Gewalt, also psychische Gewalt ist für mich, wenn der Gruppenführer (2) also ganz absurd (2) im Nachhinein, wenn=wenn der mich nach ,ner Zigarette fragt. So. Ich hab keine Zigaretten. Ich hab genauso viel Zigaretten wie der auch ((räuspert sich)), so und da kannst du, du nicht NEIN sagen. Also das, das ist schon psychische Gewalt. Gibst du dem keine Kippe, dann äh endet das in körperlicher Gewalt beziehungsweise hat der dich aufm Kieker und dann biste halt morgen dran. So. (2) Oder halt, das halt beim Fernsehgucken, was weiß ich, da (4) na das man halt irgendwelche Leute rumschickt, irgendwelche Dienste zu erledigen, halt frag mich nicht ((lautes Ausatmen)) (9) ja geh mal in mein Zimmer und hol mir mal mein, mein, meine Kekse irgendwie sowas. Das ist keine Gewalt im herkömmlichen Sinne, aber letztendlich ist es- //I: Druck ja.// Ich hab keine Lust, dem seine Kekse zu holen und ich muss die aber holen. Das ist Gewalt (Interview mit Robin Mistel, geb. 1972, am 27. Mai 2011, 00.47.30-00.48.00 D1)

Spezialheime waren geographisch isoliert, pädagogisch vernachlässigt und gesellschaftlich ignoriert. Als Ort der „Un-Erziehung“, in welchem Kinder und Jugendliche Stunde für Stunde und für eine nicht absehbare Zeit unter permanentem Druck und willkürlicher Disziplin zusammenleben mussten, geschahen tagtäglich Machtentgleisungen und Misshandlungen an Minderjährigen im Namen der „Umerziehung zur sozialistischen Persönlichkeit“.

Ehemalige Heimkinder aus Spezialheimen erlebten körperliche und psychische Gewalt und widmen meist unbewusst einen großen Teil ihrer Erzählungen diesen Erinnerungen. Die Gewalt vollzog sich überwiegend als strukturelle Gewalt, zum Beispiel als

Ausgeliefertsein gegenüber den herzlosen und formalen Routinen der Heimeinweisung oder als delegierte Gewalt, die die Mitinsassen in der Kollektiverziehung ausübten.

Hier wird ein Realbild von Kindheit gezeichnet, welches von der Welt abgeschnitten ist, geprägt von einem durchstrukturierten Alltag, aus dem es kein Entkommen gibt, in dem Minderjährige wenig Wert haben und das Gesetz des Stärkeren greift. Einige InterviewpartnerInnen werden bis heute von Ängsten und Scham verfolgt und von Schuldgefühlen geplagt. Die Verarbeitung früherer Gewalterfahrungen bleibt ein Lebensproblem, nicht zuletzt, weil sie damals verdrängt wurde und unausgesprochen blieb. Die damaligen HeimerzieherInnen, Eltern und LehrerInnen waren Teil dieses Schweigekartells, und manche schweigen bis heute.

LITERATUR

- Arp, Agnès (2012a): Leben nach dem Kinderheim: Folgen der Heimerziehung in der DDR. Eine Annäherung, in: Agnès Arp, Kathleen Butz, Ronald Gebauer, Michael Hofmann, Jan Kalies und Thomas Ritter: Zur sozialen Lage ehemaliger DDR-Heimkinder in Thüringen. Forschungsbericht im Auftrag des Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit, Erfurt, 18-66. https://www.thueringen.de/imperia/md/content/tmsfg/abteilung4/referat31/forschungsbericht_soziale_lage_ddr-heimkinder.pdf (28.02.2019).
- Arp, Agnès (2012b): Alltagserinnerungen von ehemaligen Heimkindern aus Spezialheimen der ehemaligen DDR, in: Agnès Arp, Michael Hofmann und Jan Kalies: Strukturen und Prozesse in den Spezialheimen der DDR in Thüringen. Forschungsbericht im Auftrag des Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit, Erfurt, 74-166. https://www.thueringen.de/imperia/md/content/tmsfg/abteilung2/referat24/forschungsbericht_strukturen_und_prozesse_in_spezialheimen_der_ddr.pdf (28.02.2019).
- Beauftragter der Bundesregierung für die Neuen Bundesländer (Hg.): Aufarbeitung der Heimerziehung in der DDR (2012).
- Benz, Wolfgang (2014): Gewalt gegen Kinder. Jugendhilfe und Heimerziehung in der DDR, in: Deutschland Archiv. <http://www.bpb.de/182642> (17.04.2018).
- Beyler, Gabriele und Laura Hottenrott (2010): Weggesperrt, geschädigt und gedemütigt – Der lange Weg zur Rehabilitierung von DDR-Heimkindern, in: Horch und Guck, Zeitschrift zur kritischen Aufarbeitung der SED-Diktatur, Heft 68, Jg. 2/2010, 22-25.
- Cyrułnik, Boris (2011): „Scham“. Im Bann des Schweigens. Wenn Scham die Seele vergiftet. Hünfeldern.
- Gahleitner, Silka Birgitta und Ilona Oestreich (2010): „Da bin ich heute krank von“. Was hilft ehemaligen Heimkindern bei der Bewältigung ihrer Traumatisierung? Berlin. http://www.rundertisch-heimerziehung.de/documents/RTH_dabinichheutekrankvon.pdf (17.04.2018).
- Gmurman, Wiktor (1960): Disziplin in der Schule. Ost-Berlin 1960.
- Goffman, Erving (1975): Stigma. Frankfurt am Main.
- Goffman, Erving (1973): Asyle: über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main.
- Hannemann, Martin (1995): Erziehung der sozialistischen Persönlichkeit, in: Deutscher Bundestag (Hg.): Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“, Bd. III/1, Baden-Baden.

- Hoffman, Michael (2012a): Erfahrungen und Orientierung von Heimerziehern in der DDR, in: Agnès Arp, Kathleen Butz, Ronald Gebauer, Michael Hofmann, Jan Kalies und Thomas Ritter: Zur sozialen Lage ehemaliger DDR-Heimkinder in Thüringen. Forschungsbericht im Auftrag des Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit, Erfurt, 102-115.
https://www.thueringen.de/imperia/md/content/tmsfg/abteilung4/referat31/forschungsbericht_soziale_lage_ddr-heimkinder.pdf (28.02.2019).
- Hoffman, Michael (2012b): Lehrer und Erzieher in Spezialheimen der DDR im heutigen Thüringen. Ein Problemaufriss, in: Agnès Arp, Michael Hofmann und Jan Kalies: Strukturen und Prozesse in den Spezialheimen der DDR in Thüringen. Forschungsbericht im Auftrag des Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit, Erfurt, 168-175.
https://www.thueringen.de/imperia/md/content/tmsfg/abteilung2/referat24/forschungsbericht_strukturen_und_prozesse_in_spezialheimen_der_ddr.pdf (28.02.2019).
- Jez, Siegfried (1988): Erfahrungen zur Planung und Analyse der Bildungs- und Erziehungsarbeit. Pädagogische Lesung (BBF PL 88-11-56), Prenzlau.
- Jörns, Gerhard (1994): Der Jugendwerkhof im Jugendhilfesystem der DDR. Göttingen.
- Jörns, Gerhard (2006): Das System der Jugendhilfe in der DDR in: Geschlossene Heimunterbringung der DDR. Torgau: Initiativgruppe Geschlossener Jugendwerkhof Torgau.
- Kamp, Johannes-Martin (1995): Kinderrepubliken. Geschichte, Praxis und Theorie radikaler Selbstregierung in Kinder- und Jugendheimen. Opladen.
- Korczak, Janusz (2012): Wie man ein Kind lieben soll. Göttingen.
- Korczak, Janusz (2007): Das Recht des Kindes auf Achtung. Fröhliche Pädagogik. 4. Aufl., Gütersloh.
- Kuhlmann, Carola (2008): „So erzieht man keinen Menschen!“ Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre. Wiesbaden.
- Mannschatz, Eberhard (1961): Probleme der Kollektiverziehung. Berlin.
- May, Manfred (Hg.) (2011): (Zu)Hören-Erfahrungen aus Gesprächen mit ehemaligen DDR-Heimkindern. TMSFG, Erfurt.
- May, Manfred (2018): Wie geht es Dir, mir geht es gut. Briefe von Alexander Matzke an seine Mutter. Bad Freienwalde.
- Miller, Alice (1980): Am Anfang war Erziehung. Frankfurt am Main.
- Niethammer, Lutz (1985): Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Bonn, 392-445.
- Plato, Alexander von (2000), Zeitzeugen und die historische Zunft: Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft; Ein Problemaufriss, in: BIOS 13, 1, 5-29.
- Plato, Alexander von (2008): Interview-Richtlinien, in: Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld (Hg.): Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen im internationalen Vergleich. Wien, 443-450.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main.
- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung: zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. Psychotherapie und Sozialwissenschaft 4(3), 204-227.
- Sachse, Christian (2013): Ziel Umerziehung. Spezialheime der DDR-Jugendhilfe 1945-1989 in Sachsen. Leipzig
- Sachse, Christian (2012): Spezialheime der DDR-Jugendhilfe im Land Brandenburg - Orte und Einrichtungen. Potsdam.
- Sachse, Christian (2011): Der letzte Schliff. Jugendhilfe/Heimerziehung in der DDR als Instrument der Disziplinierung (1945-1989). Schwerin.

- Sachse, Christian, Stefanie Knorr und Benjamin Baumgart (2017): Expertise. Historische, rechtliche und psychologische Hintergründe des sexuellen Missbrauchs an Kindern und Jugendlichen in der DDR. Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs (Hg.), Berlin, 11. Oktober 2017.
- Sengbusch, Dietrich (1995): Das System der Jugendwerkhöfe in der DDR, in: Deutscher Bundestag (Hg.): Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“, Bd. III/3, S. 1812 ff., Baden-Baden.
- Schubert, Klaus und Martina Klein (2011): Das Politiklexikon. 5., aktual. Aufl. Bonn.
- Sieder, Reinhard und Andrea Smioski (2012): Der Kindheit beraubt. Gewalt gegen Kinder in Erziehungsheimen der Stadt Wien. Wien.
- Tisseron, Serge (2005): *Vérités et mensonges de nos émotions*. Paris.
- Tisseron, Serge (2000): *Phänomen Scham*. München.
- Thüringer Ministeriums für Soziales, Familie und Gesundheit. Abteilung Jugend, Familie, Sport, Landesjugendamt (2013): Arbeitskreis Misshandlung/Missbrauch in ehemaligen DDR-Kinderheimen und Jugendwerkhöfen, Bericht über die Aktivitäten des Arbeitskreises. http://www.thueringen.de/imperia/md/content/tmsfg/abteilung3/referat31/ak-heimkinder-taetigkeitsbericht_internet.pdf (28.2.2019).
- Wawerzinek, Peter (2010): *Rabenliebe*. Berlin.
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History, in: *Aufriss der Historischen Wissenschaften*, Band 7.

Zusammenfassung

Dieser Artikel untersucht sechzehn lebensgeschichtliche Interviews von ehemaligen Heimkindern aus DDR-Spezialheimen. In diesem Artikel wird der Fokus auf zwei Themen gelegt: Die Erinnerung an die erste Heimeinweisung und die erlebte Gewalt. Die Schilderungen des Heimalltags beziehen mehrere Gewaltszenen ein. Erklärungsbedürftig ist, dass die InterviewpartnerInnen die Tatsache verneinen, dass sie selbst Opfer dieser Gewalt waren. Im vorliegenden Aufsatz wird dieser Widerspruch im Kontext der Anstalts-Soziologie der totalen Institution und der Umerziehungspädagogik problematisiert.